

großen Hornstacheln bewehrt sind. Nicht ohne Mühe vertrieb ich ihn und stahl mir ein Ei. Jedoch die kleine Fischotter verschmähte es. Ihre großen Augen machten mich unsicher. Ich sagte: „Lobita!“ Sie reagierte nicht, fiepte weiter. Nachdem ich bald höher, bald tiefer ohne Erfolg gerufen hatte, versuchte ich es mit weicher, höchster Fistelstimme: „Lo — bi — ta!“ Sie schwieg, war eine ganze Weile still. Wahrscheinlich hatte ich den Ton, die richtige Note gefunden. Das Wort hatte natürlich nur klanglich einen Kontakt geschaffen.

Lobo heißt im Spanischen Wolf, doch auch die Fischotter bezeichnet man im spanischsprechenden Südamerika mit Lobo.

Und es geschah, daß ich, der, um zuleben, jeden Tag Tiere tötete, Lobita zu lieben begann. Nicht mehr allein war ich jetzt. Kam ich nach Hause, rief Lobita mir freudig entgegen. Sie fraß jetzt Eier, Muscheln mit Schale, später bekam sie Fische, gelegentlich einen Vogel.

Als Lobita größer, beweglicher wurde, ging ich mit ihr zu einem nahen Tümpel. Sie watschelte auf ihren Beinstummeln hinter mir her, kam jedoch nicht weit. Bald lag sie auf der Seite und jammerte so untierhaft, daß ich schnell hinzusprang und sie auf meine Schulter hob.

Angelangt, warf ich sie mitten in den Tümpel. Ich muß glücklich ausgesehen haben dabei, denn Lobita wurde zu einem dicken Aal, der blitzartig unter Wasser hin und herschoß. Sie war in ihrem Element. Tauchte sie einmal auf, konnte ich mich heiser rufen. Sie verschwand und gründelte wieder nach Muscheln. Ihre Freude machte auch mich so froh, daß ich zur Pfeife griff. Doch — der Tabak lag im Baum. Ich sprang hin, dampfte gleich wieder zurück, sah aber nirgends meine kleine Freundin. Ich lockte. Keine Bewegung im Wasser. Schnell war das hohe Gras am Ufer abgesehen. Nichts. Nie war mir die Stille, die Einsamkeit im Sumpf so schauerlich. „Lobita!“ Keine Antwort. Mir war's, als ob ich einen Menschen suchte. Hinter dem Tümpel schlang sich der verschlungene Urwald hoch. Das

lange Buschmesser zischte hinein, bahnte mir den Weg. „Lobita!“ Stille. Ich kam zurück, suchte am Tümpel noch einmal sorgfältig jeden Grasbult ab. Meine Hände drangen unter das Altgras. Auf einmal saß meine rechte Hand fest. Ich zog — Lobita hing mit ihren prächtigen Fischräuberzähnen daran. Nun erkannte sie mich, ließ los, putzte sich das Blut von den breiten Lippen und legte sich artig in meine hohlen Hände.

Sicherlich war Lobita, überanstrengt vom Schwimmen, unter das Gras gekrochen und fest eingeschlafen, als meine Hand sie aufschreckte.

Später gingen wir regelmäßig zu dem Tümpel, wo sie sich müde tobte, um mich dann mit ihrem mystischen Klagelaut zu rufen. Nun spazierten wir auch schon nebeneinander nach Hause. War ich nachts einmal unruhig, so rief ich: „Lobita!“ Ihre sofortige Antwort gab mir ruhigen Schlaf.

Zuweilen fühlte ich mich so jung wie Lobita, die mit der Zeit sogar etwas schalkhaft wurde. Nicht selten spielten wir Versteck. Auf allen Vieren tollte ich von einem Busch zum andern, hinter unser Haus, lachte, legte mich auf den Bauch. Denn Lobita wollte so schnell sein wie ich, hopste hinter mir her, stolperte über ihre kurzen, krummen Beinchen, fiepte wie ein Baby und raffte sich auf zur neuen Suche nach mir. Am Ende ließ ich mich von der hechelnden Kleinen erwischen, sie legte sich rücklings an meine Seite, fauchte dankbar und knupste behaglich an den Narben meiner rechten Hand, die zwischen ihren wie geschliffenen Zahnreihen lag. Hatten wir uns verschnauft, warf ich wohl eine wilde Zitrone über den Boden. Lobita rutschte hinterher, rollte seitlich auf ihrem Walzenleib, blieb schließlich auf ihrem runden Rücken liegen, bemühte sich, mit ihren vier Schwimmpfüßen die Zitrone hoch zu halten, die immer wieder über ihren Bauch auf die Erde kugelte. Ich wußte dann nichts von einem Jäger im Sumpf, trudelte Lobita und die Zitrone umeinander, kugelkollerte selbst wie ein Junge.

Aber der Tag kam, wo die Winchestermunition, Tee und Salz alle wurden.